

# Der schönste Tag

Roland Enders

2006

Er steht im tiefen Schatten des Torbogens und blickt hinaus in die sonnenüberflutete Welt. Vor ihm der Campus. Es ist Freitagmittag. Eine Vorlesung scheint zu Ende zu sein. Studenten strömen heraus. Junge, fröhliche Menschen. Eine Gruppe von drei Frauen und einem schwächlichen Mann, alle Anfang zwanzig, umringt einen großen, gut aussehenden, südländischen Typ, der offenbar gerade eine Vorstellung gibt. Er steht in der Haltung eines alten Mannes vorn über gebeugt, die linke Hand in die Hüfte gestützt, mit der Rechten lebhaft gestikulierend, scheint einen ihrer Dozenten zu imitieren. Sein weibliches Publikum lacht. Der andere Student, unbeachtet von seinen Kommilitoninnen, verzieht säuerlich das Gesicht. Man sieht ihm an, dass er den Größeren beneidet. Um sein gutes Aussehen, um den Erfolg bei den Frauen. Keiner von ihnen ahnt, wie sehr sie alle beneidet werden von dem Mann im Schatten.

Das Aufbrüllen des Zweizylinders der Kawasaki lässt ihn zusammenzucken. Das Motorrad rast davon. Ein Mädchen steht am Straßenrand und winkt ihm nach. Sie ist wohl Mitte zwanzig. Eine kastanienbraune Lockenmähne umrahmt ihr ovales Gesicht. Ein einnehmendes Gesicht, geschmückt von einem bezaubernden Lächeln, das eine Saite in seiner Seele anzupft und einen tiefen, glockigen Ton erklingen lässt. Und der Rest von ihr ist auch nicht ohne. Sein Blick wandert über die junge Frau: Den schlanken Hals hinunter zum engen, bauchfreien Top, über den kurzen Hüftrock hinweg, die langen Beine entlang bis hinab zu den in Sandalen steckenden, zierlichen Füßen.

Als er den Entschluss gefasst hat zu fliehen, hat er sich auch noch etwas anderes vorgenommen: jemanden auszusuchen unter all diesen jungen, lachenden, lebensfrohen Menschen und sich ein bisschen von dessen Glück zu stehlen. Jetzt hat er sein Opfer gefunden. Es wendet sich ab und schlendert in den Park hinein. Der Mann im Schatten tippt mit seinem Finger auf den Touch-Screen. Das Gefährt setzt sich in Bewegung.

Die Ambivalenz ihrer Gefühle nervt sie. Sie weiß nicht, ob sie froh sein soll, endlich mal ein paar Tage für sich zu haben, oder sich ärgert, weil Sven ohne sie zum Segeln an den Bodensee gefahren ist. Dabei hat sie ihn erst dazu überreden müssen. Er wollte partout nicht allein zum Boot. Schließlich hat er nachgegeben. Natürlich würde er schnurstracks zu Anja fahren und sie fragen, ob sie bei dem schönen Wetter nicht Lust hätte auf ein Wochenende im Ferienhaushaus seines Vaters. Zum Seegrundstück gehört auch ein Anleger, an dem eine Sieben-Meter-Yacht vertäut ist. Und die Fahrt dorthin auf dem röhrenden Donnerbolzen, diesem 120 PS Extremvibrator, hinter Sven auf dem schmalen Sattel reitend und eng an ihn geschmiegt – welche Frau kann da nein sagen? Außer ihr selbst natürlich.

Sie hat vorgegeben, für die Klausur lernen zu müssen. Die Wahrheit ist: sie will sich über ihre Gefühle bezüglich Sven klar werden, und das geht nicht, wenn er ständig um sie herum ist. Sie braucht etwas Abstand.

Ihre beste Freundin Katrin würde vermutlich wissen wollen, wo eigentlich ihr Problem liegt: Er sieht gut aus, sein nettes Jungengrinsen ist so süß, er bringt sie zum Lachen und ist zumindest guter Durchschnitt im Bett – soweit sie das mit ihrer begrenzten Erfahrung von vier festen Beziehungen und einigen kurzen Abenteuern in den acht Jahren seit ihrem ersten Mal beurteilen kann. Kann man mehr von einem Mann verlangen?

Aber seine Oberflächlichkeit stört sie, würde sie Katrin erklären: Sie kann sich nicht mit ihm über ernsthafte Dinge unterhalten. Er ist ein Kind der Spaßgesellschaft, ein Hedonist, politisch uninteressiert, Nichtwähler, ohne irgendwelche Überzeugungen außer der, dass Geld die Welt regiert.

Anja, ihre Vorgängerin und vielleicht Nachfolgerin an seiner Seite, stellt keine solche übertriebenen Anforderungen. Sie passt mit ihrem Barbie-Weltbild – light und bonbonfarben – viel besser zu ihm als sie selbst. Anja ist die ideale Motorradbraut. Mit ihrem knackig sitzenden Lederoutfit, das ihre gute Figur betont, sieht sie scharf aus – betont Sven immer, um sie zu ärgern und eifersüchtig zu machen. Und sie ist tatsächlich eifersüchtig auf diese blonde, selbst im Winter sonnenbankbraune Schl... (beinahe hätte sie Schlampe gedacht, aber das ist unter ihrem Niveau). Und jetzt hat sie ihm dieser... dieser Blondine auf Frisösenniveau auch noch in die Arme getrieben, damit sie Zeit hat, darüber nachzudenken, ob sie sich von ihm trennen will. Aber vielleicht liegt die Freiheit der Entscheidung gar nicht mehr bei ihr. Möglicherweise wird er es sein, der ihr am Montag mitteilt, dass ihre gemeinsame Zeit zwar schön gewesen aber nun leider vorbei sei. Vielleicht sollte sie...

Ein leises Surren hinter ihr irritiert sie. Gerade will sie sich umdrehen, nachschauen, was das ist, da haut ihr etwas in die Kniekehlen. Sie verliert das Gleichgewicht und stürzt hinten über, auf etwas Festes aber Nachgiebiges. Ein Geräusch ertönt wie von einem hart bedienten Blasebalg, aus dem die Luft in einem Stoß entweicht. Sie liegt nicht auf dem Boden. Nein, sie sitzt. Unter ihren Beinen ein weiteres Paar, dünn und knochig wie das eines Storches, in einer ausgewaschenen Jeans steckend. Sie sitzt auf jemandes Schoß! Ihr Ellebogen schnell in einer reflexhaften Abwehrbewegung nach hinten, trifft. Ein puffendes Geräusch wie das einer Faust, die gegen einen Punchingball knallt. Mit einem Schrei springt sie auf, dreht sich um und blickt in ein völlig ausdrucksloses Gesicht. Aus dem herabhängenden Mundwinkel des zusammengesunkenen Mannes im Elektrorollstuhl tropft ein Speichelfaden, aus der Nase rinnt ein Tropfen Blut. Nur seine Augen verraten Emotionen: Bestürzung, nahe der Panik. Er scheint fast vollständig gelähmt zu sein. Ein Schlauch führt von einem Kasten, der an der Rückenlehne befestigt ist, in seinen verbundenen Hals. Sie hört das Geräusch der hindurchströmenden Luft und das Klappern eines sich öffnenden und schließenden Ventils.

Obwohl sie überhaupt nichts getan hat, überfällt sie ein heftiges Schuldgefühl. Sie öffnet den Mund, um sich – für was auch immer (dass sie dumm im Weg herumgestanden hat?) – zu entschuldigen, da ertönt eine angenehme, aber völlig emotionslose Stimme und sagt:

*Es tut mir leid.*

Der schwer behinderte Mann hat seine Lippen nicht bewegt. Sie starrt ihn entgeistert an.

*Was Sie hören, ist nicht meine eigene Stimme, sondern ein Sprachcomputer.*

Die Wörter kommen ein wenig stockend, mit deutlichen Pausen dazwischen. Sie sieht, wie der Zeigefinger seiner rechten Hand ein Touchpad bedient, das an der Armlehne des Rollstuhls befestigt ist.

*Mein Kabrio macht nicht immer das, was ich will. Oder vielmehr: ich bin manchmal nicht schnell genug, um ihm mein Wollen zu erklären. Ich wollte Sie eigentlich überholen, aber Sie haben sozusagen die Spur gewechselt, und meine Hand hatte einen Anfall von Ataxie. Ich war für einen Augenblick außer Gefecht gesetzt und bekam den Rollstuhl nicht mehr rechtzeitig unter Kontrolle. Nochmals: es tut mir sehr leid. Ich hoffe, Sie haben sich nicht wehgetan.*

Menschen um sie herum bleiben stehen und blicken sie böse an. Da wird ihr klar: sie hat einen Behinderten verletzt, ihm den Ellebogen ins Gesicht gerammt. Sie könnte in den Boden versinken vor Scham.

„Ich... habe Ihnen wehgetan.“

*Meine Schuld, nicht Ihre. Darf ich das wieder gutmachen? Haben Sie eine halbe Stunde Zeit? Kann ich Sie zu einem Kaffee einladen? Da vorn ist das Parkcafé. Sehen Sie, da ist ein Randtisch frei.*

Wie betäubt nickt sie.

Wenig später sitzt sie an einem der Tische ihm gegenüber und weiß nicht, wo sie hinschauen soll. Dem Mann ins ausdruckslose Gesicht, womöglich auf den Speicheltropfen an seinem schlaffen Mund oder das Blut an der Nase? Oder soll sie lieber unbeteiligt den Blick durch

den Park schweifen lassen, die beiden tobenden kleinen Monster auf dem Spielplatz beobachten, die sich um einen Sandeimer und eine Schaufel streiten? Soll sie verbergen, dass ihr diese Einladung überaus lästig ist, sie sich unwohl fühlt in ihrer Haut, dass sie die verächtlichen bis mitleidigen Blicke der anderen Gäste auf sich brennen fühlt?

Der Kellner kommt und lenkt sie für einen Augenblick von dieser erniedrigenden Lage ab. Sie fühlt sich verantwortlich für den Mann im Rollstuhl und fragt, was er gerne möchte.

*Ich nehme nichts*, sagt der Sprachcomputer. Der Kellner zuckt zusammen und runzelt die Stirn. Sie bestellt für sich einen Kaffee. Nachdem sie wieder allein sind, fühlt sie sich dem Blick des Behinderten hilflos ausgeliefert, der sie ansieht, als wolle er ihre Gedanken sezieren.

*Ich habe Sie in eine unmögliche Situation gebracht. Das wollte ich nicht. Ich vergesse immer wieder, wie schwierig es für Nichtbehinderte ist, damit fertig zu werden. Ich fühle die mitleidigen Blicke der Leute ebenso wie sie. Aber sie gelten nicht mir, sie gelten Ihnen. Die arme junge Frau, denken sie. Was für ein Los, mit so einem...*

Wie immer, wenn sie extrem verunsichert ist, wird sie wütend.

„Hören Sie auf!“ faucht sie ihn an. „Ja, ich fühle mich beschissen. Ja, ich weiß nicht, wie ich mich Ihnen gegenüber verhalten soll. Ja, ich habe Berührungsängste. Aber tun Sie nicht so großzügig und verständig. Das alles muss Sie doch noch viel mehr ankotzen. Ich nehme an, die Leute wechseln die Straßenseite, wenn Sie angerollt kommen, gucken in die Luft oder angestrengt zur Seite. Glatzköpfe mit Springerstiefeln würden Sie wahrscheinlich mit Benzin übergießen und anstecken, wenn sie Sie allein irgendwo erwischten. Ihr Pfleger begrüßt Sie vermutlich mit: Na, waren wir heute schön artig und haben die Windel nicht zu voll geschissen? Und da sagen Sie mir, es sei schwierig für mich! Oh, verdammte Scheiße –“, sie beißt sich heftig auf die Lippe, „es tut mir wirklich Leid. Ich bin heute schlecht drauf. Ich wollte Sie nicht kränken.“

Eine Weile schaut er sie nur unverwandt an. Sie bemüht sich mit aller Kraft, den Blick auszuhalten und nicht wegzusehen. Dann beginnen zwei Finger über den Touch-Screen zu wandern.

*Ich bin beeindruckt. Sie haben meine Situation treffend beschrieben. Und Sie haben Recht mit dem, was sie gedacht, aber nicht gesagt haben: Ja, wir Behinderte tragen Mitschuld an der verkorksten Lage. Manchmal sind wir arrogant und halten euch „Normale“ dann für minderbemittelt, was die soziale Kompetenz angeht, und für xenophob. Ihr fremdelt in unserer Nähe. Das wiederum stösst uns ab, und wir lassen euch das spüren. Wir geben euch die Schuld dafür, dass ihr nicht unbefangen mit uns umgehen könnt. Wir erwarten, dass ihr offen auf uns zugeht. Ihr, die ihr keine Erfahrung mit uns habt. Wir sind euch unheimlich und leiden darunter. Eigentlich wäre es an uns, auf euch zuzugehen und euch für uns zu gewinnen, denn wir wollen schliesslich Kontakt zu euch und nicht umgekehrt.*

Der Kellner kommt und stellt ihr den Kaffee wortlos vor die Nase. Dann verzieht er sich wieder.

*Wir beide haben also jetzt klargestellt, wie wir uns fühlen: beschissen, frustriert und von der Situation überfordert. Wir haben – zumindest aktuell – das gleichen Problem. Ein Grund, sich gegen diese Glotzer, die uns so unverblümt und empört anstarren, zu solidarisieren. Lassen Sie uns doch versuchen, die Ängste und Vorbehalte für einen Moment zu vergessen und denen zu zeigen, dass wir miteinander reden können.*

Sie atmet tief durch. „Na schön. Aber miteinander reden heißt für mich nicht, die Probleme auszuklammern. Ja, sie haben Recht: Sie sind mir so unheimlich wie ein Alien von einer fremden Welt. Ich habe Angst, etwas Falsches zu sagen, Sie zu beleidigen, Ihre Gefühle zu verletzen. Ich habe Angst, dass mich jemand, den ich kenne, mit Ihnen sieht. Der Speichel tropfen, der an Ihrem Kinn hängt, irritiert mich ebenso, wie ihr ausdrucksloses Gesicht. Die fehlende Mimik und Körpersprache machen es mir schwer, mich mit Ihnen zu unterhalten. Was kann ich also tun, um die Situation zu entkrampfen?“

*Vielleicht zuerst einmal die Serviette nehmen und die Spucke abwischen. Mich stört sie übrigens auch, sie juckt. Dann könnten Sie mir in die Augen sehen. Sie würden bald lernen, in ihnen zu lesen. Und schliesslich könnten Sie mich fragen, was Sie über mich wissen wollen. Ich gebe Ihnen unverblümt Antwort. Vielleicht wird aus dem Alien dann ein Mensch. Wollen Sie das, oder wollen Sie lieber aufstehen und gehen? Es wäre okay.*

„Sie wissen verdammt genau, dass es nicht okay wäre. Sie haben mir nicht wirklich die Wahl gelassen. Wie könnte ich jetzt einfach aufstehen und gehen?“

*Ach kommen Sie. Ich wäre gekränkt. Na und? Wie oft kränken Sie Leute, um sich vor ungewollter Nähe zu schützen? Es wäre nur einer mehr. Vielleicht hätten Sie ein schlechtes Gewissen, aber ohne Grund: Es ist Ihr gutes Recht, sich meinem unverschämten Anspruch auf Ihre Gesellschaft zu widersetzen. Stehen Sie doch einfach auf, sagen: Vielen Dank für den Kaffee, und dann trennen sich unsere Wege. Sie schulden mir nichts. Ich habe Ihnen eine Entschuldigung geschuldet. Die haben Sie bekommen. Wir sind quitt.*

„Sie glauben, es ist so einfach? Für mich nicht. Also schön. Ich weiß, dass ich Ihnen nichts schulde, aber ich kann trotzdem nicht einfach abhauen. Gut, machen wir es so, wie Sie vorgeschlagen haben.“

Sie nimmt ein Tempo aus ihrer Tasche, steht auf, wischt ihm den Mund und die Nase frei. Dann setzt sie sich wieder hin, rührt Zucker in ihren Kaffee und mustert diesen wildfremden Menschen, der ihr so zusetzt.

Er ist vielleicht Mitte bis Ende dreißig, obwohl sich das bei seiner Behinderung nur schwer schätzen lässt. Er macht einen gepflegten Eindruck. Die dunkelblonden Haare sind geschnitten und gekämmt, die Wangen glatt rasiert. Die Kleidung ist sauber.

Er ist dünn, sehr dünn. Sein Gesicht ist hohlwangig, die dunklen Augen, das einzig Lebendige darin, liegen tief in ihren Höhlen. Sein Kopf ist an einer Kopfstütze fixiert, sodass er nicht zur Seite kippen kann. Der geriffelte Schlauch, der durch eine offen gehaltene und verbundene Wunde in seine Luftröhre führt, beunruhigt sie. Er kann also nicht selbständig atmen und deshalb auch vermutlich nicht sprechen. Aber er geht äußerst geschickt mit seinem Sprachcomputer um. Sie versteht nicht, wie er es macht, ihn, wenn auch sehr langsam, aber flüssig, sprechen zu lassen. Bisher hat er noch nicht einen einzigen Fehler gemacht. Sie sollte ihn etwas fragen, hat er vorgeschlagen. Na gut.

„Wie machen Sie das?“

*Was?*

„Mit Ihrem Sprachcomputer. Sie können so schnell unmöglich einzelne Buchstaben eingeben.“

*Ich habe ihn selbst programmiert, zusammen mit einem Studenten. Ich bin – ich war – Professor für Informatik hier an der Uni. Ich teile mit Steven Hawking zwar das Schicksal der gleichen Krankheit – Amyotrophe Lateralsklerose, auch als ALS bekannt, aber leider bin ich kein Genie wie er, sodass mein Lehrstuhl jetzt in andere Hände übergegangen ist. Der Sprachcomputer kennt meine Rede- und Denkweise, jedenfalls die Art, wie ich meine Gedanken formuliere. Er enthält etwa zweiundvierzigtausend Sätze und kleinere Sprachkonstrukte und gibt mir bei jedem Satzanfang sinnvolle Alternativen vor. Er analysiert sogar ein ablaufendes Gespräch, und lernt noch, während er für mich redet.*

„Beeindruckend. Wie lange haben Sie gebraucht, um ihn so gut zu bedienen?“

*Ich übe seit anderthalb Jahren. Ich musste ziemlich schnell lernen, wenn ich nicht in ungewolltem Autismus versinken wollte. Doch bevor Sie weiterfragen, beantworten Sie mir zunächst zwei Fragen: Wie heissen Sie und was studieren Sie? Ich nehme an, dass Sie studieren, denn ich habe Sie vorhin zufällig aus der Uni kommen sehen.*

„Wenn Sie könnten, würden Sie wohl lachen: Die meisten Paare haben ja irgendeinen romantischen Song. Bei meinen Eltern war es Totos größter Hit „Rosanna“. Sie haben beschlossen, mich nach ihm zu nennen. Ich studiere Philosophie und Wissenschaftsgeschichte. Und jetzt wieder zu Ihnen. Wie heißen Sie?“

*Guiseppe. Meine Mutter ist Italienerin. Guiseppe klingt für uns Teutonen heissblütig und romantisch, aber in Italien ist es ein Allerweltsname wie bei uns Hans oder Peter. Sie werden lachen: mein Vater nennt mich Sepp. Für meine Freunde bin ich schlicht Gi. Hallo Rosanna. Freut mich, Sie kennen zu lernen.*

„Hallo Gi, mich auch. Und das meine ich ernst.“

Zwanzig Minuten später hat sie einiges über ihren Zufallsbekannten erfahren. Er ist vor kurzem vierzig geworden. Vor sechs Jahren ist er an ALS erkrankt. Die Prognose war niederschmetternd: eine Lebenserwartung von fünf bis zehn Jahren mit zunehmenden Lähmungen der Skelettmuskulatur, später der Stimmbänder und der Atmungsmuskulatur, ein programmiertes Abgleiten in die Isolation, am Schluss ein eingesperrter Geist in einem nutz- und funktionslosen Körper.

Zunächst machte er das, was die meisten in seiner Lage tun: kämpfen, die Hoffnung nicht aufgeben, das Internet durchforsten nach neuen Therapien, von Arzt zu Arzt ziehen, Selbsthilfegruppen beitreten, alternativmedizinische Ansätze ausprobieren, bis er schließlich erkannte: es gibt keine Rettung, keine Hoffnung. Dann kam die Phase des Selbstmitleids, der Suizidgedanken, das sich aus der Gesellschaft Zurückziehen. Seiner Lebensgefährtin, seinen Freunden, seiner Familie stieß er vor den Kopf, verfluchte ihr Mitleid, schickte sie alle zum Teufel. Seine Persönlichkeit veränderte sich von Woche zu Woche. Er wurde unerträglich und war deshalb schließlich allein. Im war klar, dass er alle, die ihn geliebt hatten und das vermutlich immer noch taten, aus seinem Leben, das ja bald gar keines mehr sein würde, nur ein Dahinvegetieren, verbannt hatte. Aber er wollte es so, wollte nicht, dass man ihn so sähe: an den Rollstuhl gefesselt, künstlich beatmet und durch eine Magensonde ernährt.

Dann aber war die dritte Phase gekommen, die der Erkenntnis, dass er entweder langsam erlöschen würde wie eine Kerze unter einem Glas oder noch einmal wild auflodern konnte. Er entschloss sich, das Zweite zu tun. Er stürzte sich mit Elan in die Bewältigung seines Alltags, programmierte mit Hilfe eines begabten Studenten einen kleinen Palmtop mit Touch-Screen, der alle Funktionen steuerte, die sein Körper nicht mehr selbst ausführen konnte. Er sorgte für eine automatische Zufuhr von Wasser durch die Magensonde, damit er nicht dehydrierte, er kontrollierte die künstliche Beatmung, führte dreimal täglich Kalorien und Nährstoffe zu, und ermöglichte ihm mit Hilfe des Sprachprogramms die Kommunikation mit der Umwelt. Ein zweiter im Rollstuhl untergebrachter Computer war programmiert, im Notfall die grundlegende Versorgung zu übernehmen, falls der erste ausfiel, und per Handy die Notrufzentrale zu benachrichtigen. Abends kam dann sein Pfleger zu ihm, leerte sein Urinal, wechselte die Windel und wusch ihn, brachte ihn ins Bett, am nächsten Morgen versorgte er ihn dann wieder, bis er im Rollstuhl saß. So war er fast unabhängig und konnte ein einigermaßen selbstbestimmtes Leben führen.

Er nahm auch wieder Kontakt zu Verwandten und Freunden auf, die sich ungemein freuten, dass er sein Leben wieder in den Griff bekommen hatte. Doch dann gab ein paar Pannen, einige Ausfälle in der Technik, Dinge, die sich nach seiner Meinung ohne Weiteres beheben lassen müssten, die in einem Fall aber dazu führten, dass seine Beatmung ausfiel, der Notdienst fast zu spät kam und er nach einer Reanimation im Krankenhaus wieder aufwachte. Nun hat seine Familie beschlossen, dass es so nicht weitergehen dürfe. Er müsse zu seinem eigenen Wohl ins Pflegeheim. Um einer Entmündigung, die wie ein Damoklesschwert über ihm schwebte, zu entrinnen, hat er sich gefügt. Doch heute, als er ins Pflegeheim umziehen sollte, hat er eine Unaufmerksamkeit der Krankenschwester, die ihn jetzt vorübergehend daheim betreut, genutzt und ist abgehauen. Er will sein Leben noch um einen Tag verlängern, ein paar schöne letzte Stunden erleben. Und bei seiner Flucht hat er Rosanna über den Haufen gefahren. Ein Wink des Schicksals. Ob sie den letzten Tag, bevor er in dieses Gefängnis namens Pflegeheim geht, mit ihm verbringen wolle? Bitte, bitte, flehen seine Augen.

Warum, denkt sie, musste er gerade mich anrempeln? Schnell spult eine Liste fadenscheiniger Ausreden vor ihrem inneren Auge ab: Sie hat noch ein Seminar heute Nachmittag, sie ist mit Sven verabredet, muss für eine Klausur morgen lernen, ihre kranke Mutter ist allein zu Hause und braucht sie... Verdammt, sie hat schließlich ihre eigenen Sorgen! Aber was für Sorgen im Vergleich zu seinen: eine abkühlende Liebe, ein Studium, dessen Fadheit und trockene Substanz ihre Erwartungen enttäuscht hat, der Ärger über ihre Mutter Hannah, die sich immer noch in ihr Leben einmischt, und über Otto, der sie und Hanna hat sitzen lassen und mit einer anderen abgehauen ist.

Für Gi ist es der letzte Tag in Freiheit, sind es die letzten, womöglich schönen Stunden, bevor er lebendig begraben wird. Wie könnte sie ihm diesen Wunsch ablehnen?

„Was möchten Sie denn unternehmen?“ fragt sie.

Seine Augen leuchten auf, lächeln, nein, lachen strahlend.

*Was immer Sie wollen. Wir können überall hin, wohin wir zu Fuß oder mit der U-Bahn kommen. Die meisten Stationen haben einen Aufzug. Sie sind mein Gast. Ich bezahle alles. Wir können ins Kino, spazieren gehen, in den Zoo. Schlagen Sie etwas vor, zu dem Sie Lust haben.*

„Der Zoo wäre nicht schlecht. Ich war lange nicht mehr da.“

Eine halbe Stunde später betreten sie den Tierpark. Sie hat sich über seine Geschicklichkeit im Umgang mit dem Rollstuhl gewundert, den er nur mit der Fingerspitze steuert, in enge Aufzüge und U-Bahnwagons hinein, behände drängelnden oder vor ihn springenden Fußgängern ausweichend. Schon seltsam nach ihrem Zusammenstoß im Unipark, wo er sich so ungeschickt angestellt hat. Sollte das kein Versehen gewesen sein? Aber sie nimmt es ihm nicht übel.

Auf der Fahrt haben sie sich unterhalten. Sie ist mittlerweile beinahe immun gegen die dummdreisten Blicke der Passanten, wenn sein Sprachcomputer ertönt. Er wollte mehr über sie wissen, und sie erzählte ihm ein bisschen aus ihrem so durchschnittlichen Leben. Wer der Motorradfahrer gewesen sei, von dem sie sich im Park verabschiedet habe, fragte er. Aha, er hat sie also schon vor ihrer scheinbar zufälligen Begegnung beobachtet. Sie es sagte es ihm auf den Kopf zu, grinste aber dabei. Er schien erschrocken, jedenfalls weiteten sich seine Augen und er wandte den Blick ab. Er schämte sich offensichtlich.

*Ziemlich dumm von mir, nicht wahr, sagte er. Jetzt werden Sie mich zu Recht sitzen lassen.*

Aber sie hat ihn nicht sitzen gelassen, hat ihm verziehen. Jetzt schlendert sie neben ihm durch den Zoo, das surrende Geräusch seines Rollstuhls und das Klappern des Beatmungsventils nimmt sie gar nicht mehr wahr. Kaum einer der Besucher starrt sie an, außer ein paar Kindern – aus reiner Neugier und ohne unwohle Gedanken. Hier haben die Leute anderes zu tun, als ihn zu beachten. Zwischen all den wilden Tieren scheint Gi gut aufgehoben. Der Zoo ist ein Refugium für das Fremde, das Unbekannte. Draußen in der Wildnis der Großstadt würde man sich vor ausgebrochenen Zooinsassen fürchten und sie meiden, genauso wie sie ihn dort meiden und sich unwohl fühlen in seiner Nähe.

Nach einem Rundgang von einer Stunde sitzen sie schließlich vor dem Gorilla-Freigehege. Ein junges Männchen, noch kein Silberrücken, starrt mit trüben Augen zu ihnen herüber.

*Der arme Kerl. Er ist in einem fremden, kalten Land, seine Bewegungsfreiheit ist stark eingeschränkt, er wird angestarrt, fühlt sich einsam, langweilt sich. Sein Tagesablauf ist stumpfsinnig. Ich fühle mit ihm, er ist ein Leidensgenosse. Glauben Sie, dass er eine Seele hat?*

Rosanna denkt über die Frage nach.

„Man sagt Menschenaffen ja nach, dass sie zu den ganz wenigen Tieren zählen, die ein Ichbewusstsein haben. Sie können zwischen sich und anderen Individuen unterscheiden. Vielleicht ist es das ja, was die Seele ausmacht. Wenn er aber eine Seele hätte, dann wären

wir nicht die Krone der Schöpfung, Gi. Wo sollte man dann eine Grenze ziehen? Können wir wirklich sicher sein, dass ein Schwein oder eine Kuh kein Ichbewusstsein und keine Seele hat? Wir können uns ja nicht einmal in einen anderen Menschen hinein versetzen, allenfalls unsere eigenen Gefühle auf ihn projizieren. Mit Sicherheit denkt und fühlt dieser Affe nicht so wie wir, aber er denkt und fühlt *etwas*. Wer wollte das bestreiten? Nehmen Sie einen Hund: Wir halten ihn für klug und treu. Er hängt an uns. Für den Hundefreund hat der Hund gewiss eine Seele. Wenn ein Tier vor unseren Augen gequält wird, sind wir entrüstet, weil wir mit ihm fühlen, ihm also Gefühle wie Angst, Schmerz und Traurigkeit zubilligen. Aber das hindert uns nicht, Tiere auf unvorstellbare Weise dahinvegetieren zu lassen, in winzigen Ställen, so eng, dass sie sich gegenseitig die Ohren abbeißen oder die Augen aushacken. Wir transportieren sie ohne Futter und Wasser Tausende Kilometer weit, treiben sie mit gebrochenen Beinen in die Schlachthöfe oder schieben die, die nicht mehr laufen können, mit Bulldozern hinein, dann richten wir sie auf grausame Weise hin. Auch wenn wir das alles nicht selbst tun, sind wir doch ihre Mörder und Quäler, wenn ihr Fleisch auf unserem Teller landet.“

Ihre Stimme ist laut geworden und hat gezittert. Er sieht sie an. Ist da Spott in seinen Augen?

*Oh, Sie sind wohl aus Überzeugung eine Veganerin, Rosanna? Aber ich stimme Ihnen in einem Punkt zu: Ja, wir sind nicht die Krone der Schöpfung, wohl aber die Krone der Evolution. Und das bedeutet: es gibt keinen qualitativen Unterschied zwischen uns und ihnen. Der Mensch ist nur einfach das stärkste und mächtigste Raubtier auf Erden. Es liegt in unseren Genen, so grausam zu handeln. Deshalb haben wir ebenso wenig Schuld wie ein Löwe, der eine Antilope reißt. Und Gefühle sind nichts als Körperchemie, Botenstoffe, neuronale Reize. Da ist nichts Ewiges in uns. Wenn wir tot sind, und keine Synapse mehr feuert, ist unser Bewusstsein ebenfalls erloschen. Nein, Rosanna, der Affe dort hat keine Seele, ebenso wenig wie Sie und ich eine haben. Deshalb kann uns unser Seelenheil auch wurschtegal sein. Sie sehen: ich glaube nicht an ein Leben nach dem Tod, an göttliche Gesetze, an absolute Moral. Wir Menschen müssen die Regeln selbst festlegen, wie wir zusammenleben wollen und wie wir mit der Kreatur umgehen. Wir haben moralische Verantwortung vor uns und unserem Gewissen, aber nicht vor der Schöpfung oder dem Schöpfer, denn der existiert nicht. Unsere Existenz verdanken wir einem unglaublichen Zufall. Das befreit uns aber nicht von der Verpflichtung, ethischen Regeln zu folgen, wozu auch die Achtung vor jedem Menschen und jeder Kreatur gehört. Denn ohne solche Regeln würden wir das Leben auf diesem Planeten wohl irgendwann vernichten.*

„Aha, Sie sind also ein Atheist. Sie landen in derselben Sackgasse wie die meisten Rationalisten. Sie glauben im Ernst, *das alles*“ – sie macht eine Geste, die offenbar die ganze Welt einschließt – „sei ein einziger Zufall? Dass hinter dieser unwahrscheinlich komplexen Welt kein Plan steht? Machen Sie doch die Augen auf und schauen Sie sie an! Lassen Sie hundert Supercomputer mit was weiß ich wie viel Teraflops Rechenleistung bei den Startbedingungen kurz nach dem Urknall anfangen und dann die Welt simulieren. Ich gehe jede Wette ein, dass nicht in einer Million Jahren Rechenzeit so etwas wie simuliertes Leben herauskäme.“

*Ach Rosanna. Sie staunen über die Komplexität der Welt, aber haben Sie sich schon einmal überlegt, dass Sie nur deshalb staunen können, weil Sie existieren? Vielleicht gab oder gibt es ja Abermilliarden Welten vor und nach oder parallel zu unserer. Alle leblos, wie es am wahrscheinlichsten ist, und nur eine einzige belebte, in der sogar intelligentes Leben entstanden ist. Dann wäre es überhaupt kein Wunder, sondern reine Statistik, dass wir da sind. Wir aber wundern uns über unsere Einzigartigkeit und schreiben sie einem Schöpfergott zu. Wie unlogisch.*

„Ach Statistik also. Dann könnte der Mann mit dem Goldhelm auch dadurch entstanden sein, dass Rembrand die Pfoten seiner Katze in Farbe getaucht und sie über die Leinwand gescheucht hat. Damit es dafür eine nicht verschwindende Wahrscheinlichkeit gibt, müssten

Sie annehmen, dass es Abermilliarden von belebten Welten gibt, mit Abermilliarden von Rembrands und ihren Katzen, und dass zufällig in unserer die Katze eine künstlerische Ader hat. Das ist doch Quatsch. Nein, Gi. So etwas Schönes und Geniales wie dieses Bild kann nur in einem Akt der Schöpfung entstanden sein. Und ebenso ist es mit der Welt als Ganzem.“

*Sie sind, wie ich sehe, nicht nur gebildet, sondern auch klug, aber jetzt begeben Sie sich auf das Niveau der Kreationisten oder deren wissenschaftlich verbrämter Stosstrupps, der Anhänger des Intelligent Designs. Es tut mir Leid, wenn ich so direkt bin, aber das ist unter ihrem Niveau. Wollen Sie vielleicht auch noch behaupten, die Evolution habe gar nicht stattgefunden? Das ist doch alles Humbug! Die Beweise der Darwinisten sind erdrückend und die Gegenargumente der Kreationisten einfach lächerlich. Ein Beispiel: Wenn es eines intelligenten Designers bedürfte, um so etwas Grossartiges und Komplexes wie unsere Welt zu schaffen, wer hat dann den Schöpfer selbst erschaffen? Ist er nicht viel grossartiger und komplexer als die Welt? Kann so etwas von selbst entstehen? Nach Ihrer Logik nicht: ein intelligenter Designer bräuchte also einen intelligenten Designer, der selbst wieder einen allmächtigen Schöpfer braucht, der wiederum... Sie sehen hoffentlich die Unlogik: Ein Huhn braucht ein Ei braucht ein Huhn braucht ein Ei und so weiter.*

Gis Antwort hat eine Weile beansprucht, denn sie diskutierten auf einem sprachlichen Niveau, das seinen Computer überforderte. Er musste viele Begriffe buchstabenweise eingeben. Das verschaffte ihr die Möglichkeit, tief durchzuatmen, sich zu beherrschen. Wäre dies eine normale Unterhaltung, wäre sie explodiert. So aber hat sie sich wieder im Griff, als sie antwortet.

„Du beleidigst mich, Gi.“ Unwillkürlich ist sie zum Du übergegangen. „Einen aufgeklärten Menschen, egal welcher Religion, der an Gott glaubt und mit ernsthaften Argumenten kommt, als Kreationisten zu verteufeln, ist wirklich eine üble Beleidigung.“

*Oh mein Gott. Das tut mir Leid. ich wollte dich nicht verletzen. Mich bringen nur manchmal diese unlogischen Gottesbeweise auf. Natürlich respektiere ich, wenn jemand an Gott glaubt. Ich ärgere mich nur darüber, wenn er mit scheinwissenschaftlichen Argumenten daherkommt. Gott ist Glaubenssache und hat mit Physik oder so nichts zu tun. Also, ich entschuldige mich für meine Respektlosigkeit.*

Sie lachte.

„Weißt du eigentlich, dass du eben ‚Oh mein Gott‘ gesagt hast? Na schön, ich akzeptiere deine Entschuldigung, nicht aber deine Beweisführung. Ich gehe mal auf dein Huhn-Ei-Argument ein: Ich studiere, wie du weißt, Wissenschaftsgeschichte. Vor nicht mal einem Jahrhundert hat die Wissenschaft noch fest geglaubt, das Universum sei ewig und unendlich. So etwas unglaublich Komplexes hätte demnach schon immer existiert und würde immer existieren. Keiner von den Eierköpfen hat damals gesagt, das sei unmöglich. Werden sie heute dafür als Idioten gescholten?“

Jetzt wissen wir, dass es vor 15 Milliarden Jahren im Urknall entstanden, nicht ewig und auch nicht unendlich ist. Und nun argumentiert ihr gegen einen Schöpfergott, er könne schließlich nicht unendlich und ewig sein. Weil er so komplex ist, müsste er, falls er existierte, folglich selber erschaffen worden sein. *Das nenne ich Unlogik, mein Lieber!*“

Gis Finger fuhren eine Weile unschlüssig umher. Er rang sichtbar um Worte. Dann tippte er: *Wow, mir fällt kein Gegenargument ein. Du hast mich kalt erwischt. Ja, ich muss eingestehen, es könnte nach der Logik einen ewigen Gott geben. Aber schliesst du denn daraus, dass es keine Evolution durch zufällige Genmutation, durch Auswahl und Anpassung gegeben hat?*

„Nein, denn ich bin eben kein Kreationist. Es mag ja sein, dass viele Anhänger des Intelligent Designs verbrämte Kreationisten sind, die sich unter dem Deckmantel der Wissenschaft wieder durch die Hintertür in die amerikanischen Schulen einschleichen wollen, um ihre abstruse Schöpfungsgeschichte zu verbreiten, aber es gibt auch eine Reihe ernsthafter Wissenschaftler, die weder die Evolution verteufeln noch irgendetwas, was in der Bibel, der Tora oder im Koran steht, wörtlich nehmen. Sie glauben einfach nur an einen Schöpfer. Ich persön-

lich glaube auch an ihn, aber auch daran, dass er sich die Welt nach seinem Plan entwickeln lässt, ohne einzugreifen. Wer weiß, vielleicht war sein letzter schöpferischer Akt der Urknall, in dem alles angelegt ist.“

Für eine Weile schweigen der Sprachcomputer und die junge Frau. Die beiden Menschen betrachten den halbstarke Gorillamann, der aufgestanden ist und sie ebenfalls aufmerksam und mit missbilligendem Blick mustert. Es scheint, als störte ihn der Disput der beiden, vor allem der Streit darüber, ob er eine Seele hat. Er dreht sich um und stolziert langsam davon, als ob er seine Verachtung ausdrücken wollte.

Endlich antwortet ihr Gi.

*Ich gebe mich noch nicht geschlagen. Du denkst also, der Schöpfergott habe im Urknall die Welt programmiert, ihr praktisch die Gene für ihre Entwicklung mitgegeben. Aber dann wäre sie deterministisch: aus A folgte B, Ursache und Wirkung. Doch es gibt da dieses kleine und doch so grosse Quäntchen Unsicherheit: die Heissenbergsche Unschärferelation. Du kennst sie: Je genauer der Ort eines Teilchens festgelegt ist, desto weniger wissen wir über seine Geschwindigkeit und umgekehrt. Das ist keine Frage der Messgenauigkeit, sondern liegt im Teilchen selbst begründet. Wenn es eine feste, exakt bekannte Geschwindigkeit hat, dann ist sein Ort verschmiert. Wo es sich aufhält, ist eine Frage der Wahrscheinlichkeit: zu  $x\%$  da, aber auch zu  $100 - x\%$  irgendwo anders. Diese Regel ist das Todesurteil für den Determinismus, denn es kann gar keine exakten Anfangsbedingungen geben, aus denen man nach den Naturgesetzen die weitere Entwicklung berechnen könnte. Schon der Anfang ist eine verschmierte Wahrscheinlichkeitswelle. Wie also hätte Gott die Geschichte der Welt festlegen oder gar voraussahnen können?*

„Seltsam. Ich sehe den Tod des Determinismus' eher als Bestätigung Gottes. Früher war alles so einfach: Noch zum Ende des 19. Jahrhunderts dachte man, zumindest in der Physik gäbe es keine offenen Fragen mehr. Sogar die Komplexität des Lebens war prinzipiell durch physikalische Strukturen und chemische Prozesse erklärbar. Das Weltbild ist durch die Quantentheorie komplexer und viel rätselhafter geworden. Wir wissen heute – korrigiere mich, falls ich es als Laie unpräzise ausdrücke, – dass sogar Teilchen, ja ein ganzes Universum aus dem Nichts entstehen können. Gerade die Unschärferelation macht dies ja möglich. Je weiter wir die Grenzen des Wissens verschieben, desto mehr erkennen wir, wie wenig wir wissen und wie weit wir noch von der Wahrheit entfernt sind. Heute müssen wir die Existenz einer geheimnisvollen, dunklen Materie postulieren, ohne die wir das Universum nicht erklären können. Sie sendet kein Licht aus, reflektiert keine Strahlung, ist praktisch nur durch ihre Gravitation nachweisbar. Dann erfinden die Forscher sogar dunkle Energie, die die kürzlich entdeckte beschleunigte Ausdehnung des Universums bewirken soll. Kein Mensch hat sie jemals beobachtet. Und jetzt meinen die Eierköpfe unserer Zeit – wie dein Leidensgenosse Hawking –, dass unsere Welt aus Strings und Branen besteht, rätselhaften Gebilden, die nur noch als mathematische Konstrukte für unseren Geist fassbar sind. Aber das alles ist nur eine Momentaufnahme. Kaum haben wir das Weltbild an einer Stelle ausgebeult, gekittet und neu lackiert, tut sich woanders ein Loch auf. Wir müssen die Löcher immer wieder mit neuen Konstrukten stopfen. Heute wird die Welt nicht mehr verstanden, sondern nur noch das mathematische Weltbild repariert. Wir werden damit nie an ein Ende kommen, weil es kein Ende gibt.“

*Es sei denn, Gott ist das Ende?*

„Nein, Gott ist der Anfang.“

*Ich fürchte, ich bin dir heute nicht gewachsen. Ich gebe ich mich geschlagen. Du hast unserem Flachlandgorilla wohl eine Seele verpasst, und die kann ich ihm nicht mehr rauben. Lernt man das alles in der Philosophievorlesung?*

Rosanna lacht.

„Da lernt man das Denken, und wie man sich gegen eingebildete Naturwissenschaftler, die glauben, sie durchschauen alles, mit deren eigener Waffe, der Logik, zur Wehr setzt.“

*Eine Frage noch: Bist du eigentlich glücklich mit einem Gott, der sich einfach verkrümmelt, nachdem er die Welt erschaffen hat?*

Rosanna denkt einen Augenblick nach, bevor sie antwortet:

„Vor etwa zwei Jahren ist die CD einer schwedischen Rockband erschienen. Ein Konzeptalbum, in dem es um Gott und den Menschen und ihr Verhältnis zueinander geht. In der Vorarbeit hat die Band eine Art Anrufbeantworter auf ihrer Website installiert. Hier sollten die Fans Telefonate mit Gott führen, ihm in seiner Abwesenheit Nachrichten aufs Band sprechen, die dann auf der CD erscheinen sollten. Ich fand die Idee irgendwie cool und habe auch angerufen. Meine Nachricht lautete sinngemäß so: ‚Hallo Gott, wo zum Teufel steckst du? Du magst ein guter Erfinder und Ingenieur sein, aber es reicht nicht, etwas so Komplexes wie die Welt zu entwerfen und zu erschaffen. Sie muss auch gewartet, geschmiert, repariert und stetig verbessert werden. Wie soll sie sonst rund laufen? Du kannst uns nicht einfach als Rädchen in diese ratternde, quietschende Maschine setzen. Uns brechen allmählich die Zähne ab, wir laufen unrund, und unsere Achsen fressen sich fest. Allein halten wir deine Maschine nicht mehr lange am Laufen. Du kannst nicht einfach die Kurve kratzen. Komm zurück und stell dich deiner Verantwortung.‘ Na ja, sie haben meinen Text nicht genommen. Entweder war er ihnen zu banal, oder sie fanden meinen Akzent zu teutonisch.“

Du hast Recht: ich wäre nicht glücklich damit, wenn mein Bild von Gott stimmte. Aber es ist nur ein Bild, genauso gut und schlecht wie jedes andere, was wir uns von ihm machen, und mit Sicherheit genauso falsch.“

Eine halbe Stunde später verlassen Sie den Tiergarten. Wohin jetzt, fragt sie. Er sagt es ihr.

„Ui, das ist aber weit. Wie sollen wir dorthin kommen? Ich kann dich nicht in meinem alten Golf transportieren.“

Er tippt auf seinem Touch-Screen herum.

*Ich habe gerade ein Taxi bestellt.*

„Ein Taxi? Ich glaube nicht, dass es uns mit diesem Monstrum mitnimmt.“ Sie deutet auf seinen schweren Elektrorollstuhl.

*Es ist ein Behindertentaxi mit Rollstuhlrampe. Ich benutze es immer, wenn ich unterwegs bin. Der Bursche, der es fährt, lebt praktisch von mir.*

„Ist das nicht sehr teuer?“

*Wofür sollte jemand wie ich sein Geld sonst ausgeben?*

Anderthalb Stunden später sind sie in Oberstdorf. Der Taxifahrer würde sie um 7 Uhr abends wieder abholen. Sie haben gut fünf Stunden.

Es ist ein warmer, sonniger Tag, der Himmel strahlt in Kobaltblau und ist mit weißen Wattetupfern verziert. Sie finden einen freien Tisch in einem Biergarten. Rosanna hat einen Bärenhunger. Sie bestellt einen großen Salat und ein Bier.

*Doch keine Veganerin, sagt er, als er, als das hartgekochte, aufgeschnittene Ei darauf sieht, aber Vegetarierin, nicht wahr?*

„Wieder falsch geraten. Ich esse gerne Fisch und manchmal sogar Fleisch und Geflügel. Ich achte allerdings darauf, wo es herkommt. Ich würde niemals ein Bissen Fleisch herunterbekommen, wenn das Stück aus einer Massentierhaltung kommt. Im Restaurant kann ich das nicht erkennen, deshalb esse ich da nur Vegetarisches. Ich finde es allerdings ziemlich blöd, dir jetzt etwas vorzuesen.“

*Das macht mir überhaupt nichts aus. Für mein leibliches Wohl sorgt mein Computer und ein Vorrat an ziemlich unappetitlich aussehendem Nährbrei, der zu regelmässigen Zeiten durch einen Schlauch in meinen Magen gepumpt wird. Ich habe nie Hunger und Durst. Und das Wasser im Munde läuft mir schon lange nicht mehr zusammen. Ich bin sozusagen clean – keine Abhängigkeit mehr von Gaumenverführern. Das Bouquet eines guten Weines oder der Duft edler Gewürze weckt allenfalls noch angenehme Erinnerungen.*

Warum gerade Oberstdorf, fragt sie, nachdem sie gegessen hat.

*Ich bin hier früher oft gewesen, im Sommer zum Bergwandern und im Winter zum Skifahren. Es gibt einige schöne Seitentäler mit gut befestigten Wegen ohne allzu grosse Steigungen. Ich wollte die Landschaft nochmal sehen und die Bergluft einatmen, bevor ich in diese defacto geschlossene Einrichtung gehe.*

„Na schön, dann zeig mir mal deine Täler. Hast du genug Saft in deiner Kiste? Nicht, dass unterwegs deine Beatmungsmaschine stehen bleibt.“

*Keine Angst. Extra starke Batterien. Inzwischen ist alles doppelt abgesichert. Das Risiko eines Ausfalls ist kleiner als bei einem Atomkraftwerk. Dennoch wollen sie mich ins Pflegeheim stecken.*

„Und wer sind sie?“

*Meine Eltern, meine Schwester. Ich kann sie ja verstehen. Sie haben Angst um mich. Schließlich ist mein Herz einmal stehen geblieben, als ich allein unterwegs war.*

„Dann werden sie sich heute große Sorgen machen.“

*Ich habe sie angerufen und ihnen versprochen, dass ich nur diesen einen Tag Aufschub haben will und morgen brav ins Heim gehe.*

Sie verlassen die Stadt Richtung Süden und folgen einem asphaltierten Weg, der an einem reißenden Bergfluss entlang führt. Das wild rauschende Gewässer schlängelt sich bald von ihnen weg. Die kleine Straße wird zu einer schmalen Allee. Sie kommen an einer Koppel vorbei, in der die wunderschönen schottischen Hochlandrinder mit ihrem zottigen, langen Fell stehen und sie wiederkäuend anstarren.

Allmählich weitet sich das Tal, die Bäume verschwinden und machen saftigen grünen Wiesen platz. Ringsherum erheben sich die Berge. Rotbrauner bis grauer Fels, wie mit einem übergroßen Beil kantig behauen, mit schroffen Kerben und kleinen schattigen Vorsprüngen, in denen sich ewiger Schnee hält. Der Weg steigt nur mäßig an, doch von einer Kuppe aus können sie unter sich die Stadt sehen, eine Ansammlung spitzer Türme und gedeckt farbiger Dächer, durchzogen von den gleichen Adern, durch die sich in anderen Städten aus Metall bestehende und Benzin fressende Blutkörperchen drängen. Nicht so hier: Oberstdorf ist eine nahezu autofreie Stadt. Ihre Lebensadern werden von Touristen und Einheimischen zu Fuß durchströmt.

Das Tal wird allmählich enger. Sie nähern sich einer Ansammlung niedriger Gebäude, der Alp, die ihre ursprüngliche Funktion eines Berghofes weitgehend eingebüßt hat. Ihre Pächter oder Eigentümer leben überwiegend von der Bewirtung von Wanderern und Bergsteigern. Die Milchwirtschaft ist zum zweitrangigen Einkommenszweig verkümmert. Natürlich machen auch sie Halt, nehmen einen Tisch auf der Terrasse, und Rosanna bestellt ein Hefeweizen. Sie fragt Gi, ob er nicht auch eines haben will. Sie könne es in seinen Wasserbehälter einfüllen, der mit der Magensonde verbunden ist. Doch Gi lehnt ab. Kaltes Bier sei nur dann ein Genuss, wenn es durch die Kehle rinne, meint er. Er habe zwar eine Direkteinspritzung, aber das kühle Nass würde eine Schockreaktion in seinem Magen auslösen und vermutlich gleich wieder hochkommen. Getränke mit komplexer Geschmackszusammensetzung benötigten eben eine Art Vergaser, den Mundhöhle, Zunge und Kehle beim gesunden Menschen bilden. Direkteinspritzung funktioniere viel anspruchsloser, mit lauwarmem Wasser und Tee. Obwohl seine künstliche Stimme stets gleich klingt, nimmt sie den Humor in seinem Ton deutlich wahr.

Als sie wieder aufbrechen, ist Rosanna etwas angeduselt. Ihr Kopf fühlt sich leicht an, aber auch ein bisschen wie in Watte gepackt. Es ist immerhin schon ihr zweites Bier, das sie an diesem Nachmittag getrunken hat. Sie beschließt, den Alkohol wieder auszuschwitzen.

„Wie schnell fährt deine Kiste?“

*Etwa 10 Sundenkilometer.*

„Das reicht, um ein bisschen zu joggen. Einverstanden?“

Er bejaht.

Der Weg ist hier nicht mehr geteert und deutlich schmaler geworden, führt aber weiter ins ansteigende Tal hinein. Sie läuft los und hört das Surren seines Elektrorollstuhls hinter sich. Sie rennt ein wenig schneller. Das Motorengeräusch wird leiser. Sie steigert das Tempo weiter, gerät leicht ins Keuchen. Bald hört sie nichts mehr außer ihrem eigenen Atem. Für einen kurzen, schrecklichen und zugleich befreienden Moment hat sie das Gefühl, eine Last abzustreifen und hinter sich zu lassen. Ihr schlechtes Gewissen zwingt sie, anzuhalten und sich umzudrehen. Sie sieht ihn ein ganzes Stück zurück über den unebenen Weg hoppeln, in seinem Sitz hin- und hergeworfen. Sie schämt sich.

Als er sie erreicht, sagt sie:

„Entschuldige, das war nicht fair.“

*Ich war auch nicht fair zu dir, als ich dich von hinten angerempelt habe.*

„Warum eigentlich gerade mich? Es gibt sicherlich viel besser aussehende Studentinnen, die du dir hättest aussuchen können.“

*Du wirst mir böse sein, wenn ich es dir verrate.*

„Na komm schon!“

*Also gut: wegen dieses Typs auf dem Motorrad. Wenn du mich fragst, ein Proll, wie er im Buch steht. Entweder hast du keinen Geschmack oder bis ihm sexuell hörig. Auf jeden Fall dachte ich: das arme Mädchen. Sie braucht unbedingt mal Abwechslung in ihrem Leben.*

Rosanna lacht, bis ihr die Tränen kommen. Jetzt schlendert sie neben ihm her. Ringsumher stehen Kühe auf den nicht eingezäunten Weiden. Was zur Folge hat, dass sie auch hie und da den Weg kreuzen und auf ihm ihre Verdauungsrückstände in Form großer, dampfender Fladen hinterlassen. Diese zwingen Gi zu einem Slalom.

Der Bergfluss hat sich ihnen wieder genähert. Sie hören sein kräftiges Rauschen, durchmischt mit dem stetigen Geläut der Kuhglocken. Dann ist der Weg zu Ende. Von hier führen nur schmale Trampelpfade weiter, die sich an den Hängen entlang schlängeln, hinauf zu den Klettersteigen und Wänden. Natürlich ist für Gi kein Weiterkommen. Rosanna setzt sich auf einen von der Sonne gewärmten Felsbrocken, Gi parkt sein Gefährt neben ihr.

„Sag mir ganz spontan, was du dir jetzt, in diesem Augenblick wünschen würdest“, schlägt sie plötzlich vor. „Nichts Hochfliegendes wie gesund zu sein, noch dreißig Jahre leben zu dürfen oder den Weltfrieden. Etwas ganz Banales, worauf du unglaublich Lust hast. Jetzt und hier.“

Gi verdreht die Augen nach oben, sodass sie zuerst denkt, er mache sich über sie lustig, aber dann erkennt sie, dass er in den Himmel blickt. Sie folgt seinen Augen und sieht einen Gleitschirmflieger im Aufwind kreisen, der wohl vom Nebelhorn gestartet ist.

*Das, sagt er, würde ich jetzt gerne machen.*

Sie atmet hörbar aus.

„Oh. Na schön. Es ist in wörtlichem Sinne zwar hochfliegend, aber ich werde sehen, was ich tun kann.“

*Was?*

„Schau ihn an, deinen Paraglider. Präg dir die leuchtenden Farben des Schirms im Kontrast zum Himmelsblau ein. Erfasse die Form des Flügels, dieses gewölbte Rechteck aus einzelnen, luftgefüllten Bögen. Merk dir alles gut. Dann schließe die Augen.“

Er tut es.

„Du hast ihn in einem riesigen Rucksack auf dem Rücken. Er ist nicht schwer, aber unhandlich. Es ist ganz früher Morgen und noch kühl. Der Himmel beginnt sich ein wenig zu verfärben: ein metallischer Glanz mit einem schwachen rosa Glühen im Osten. Du steigst die Treppe zur Plattform der Talstation der Seilbahn hinauf, nimmst die allererste Gondel. Du bist allein mit dem Gondelführer. Er trinkt einen Becher heißen Kaffee, gähnt und wartet auf weitere Fahrgäste. Aber es kommen keine. Die Gondel setzt sich in Bewegung. Die Rollen

quietschen ein wenig, bis die Schmierfette sich erwärmt haben und gleitfähig geworden sind. Unter dir eine schattige Welt. Dunkle Kiefern, fast schwarz. Dann einzelne Bäume und Büsche. Schließlich nur noch Wiesen und Bergweiden. Die Gondel schaukelt, als die Rollen über den ersten Zwischenträger poltern. Der Mann, der – außer Grüß Gott – noch keinen Ton gesagt hat, grinst, als du ins Taumeln kommst und fast hinten über gefallen wärest, weil du vergessen hast, dich festzuhalten. Du grinst zurück. Nichts und niemand kann dir deine gute Laune verderben.

In der Mittelstation steigst du um. Eine andere Gondel, ein anderer Gondelführer. Ebenfalls müde, aber im Gegensatz zum ersten geschwätzig. Was du vorhast, fragt er – als sei das nicht offensichtlich. Eine rhetorische Frage, um ein Gespräch zu beginnen. Du aber willst die Fahrt in Stille genießen und antwortest einsilbig und abweisend. Er scheint beleidigt, aber das ist dir egal.

Die Sonne geht hinter einem Grat auf. Schlagartig erhöht sich der Kontrast. Die Landschaft unter dir ist ein unregelmäßiges Muster aus goldenen und tiefschwarzen Flecken. Eben noch flach und silhouettenhaft, jetzt plastisch, körperlich. Inzwischen wandert der Schatten der Gondel über rotbraunen Fels, verzerrt sich, wenn er über die Erhebungen und Vertiefungen gleitet. Du siehst einen Pfad in spitzen Kehren die Flanke des Berges hinaufziehen. Auf ihm eine Seilschaft aus fünf Personen, ameisenwinzig, unterwegs zu einer fast senkrechten Wand.

Die Gondel stoppt an der Gipfelstation. Du spendierst dem Fahrer einen Euro für die Kaffeekasse, was ihm hilft, nicht länger eingeschnappt zu sein, dann schleppest du dein unförmiges Bündel hinaus, steigst keuchend eine weitere Treppe hinauf bis zur Aussichtsplattform. Meine Güte, ist die Luft hier oben dünn. Die Tische der Terrasse sind leer. Du bist der erste und einzige Besucher. Nicht lange hältst du dich hier auf. Bald schon werden die Touristen kommen und die Ruhe stören.

Von der Plattform aus führt ein Pfad ein Stück hinab zu einem kleinen Vorsprung, gerade groß genug, deinen Schirm auszubreiten. Du packst ihn aus und legst ihn mit großer Konzentration aus, achtest darauf, dass sich die Leinen nicht verheddern. Wenn du es richtig machst, kannst du ihn mit einem einzigen Ruck an den Lenkseilen aufrichten und in den Wind stellen. Du ziehst den Helm auf und schließt den Kinnriemen. Vor dir der leicht abfallende Hang, dann, nach wenigen Schritten, der Abgrund. Von dort aus geht es rund achtzehnhundert Meter in die Tiefe. Du reibst noch einmal die klammen Finger, ziehst deine Handschuhe an und atmest tief ein und aus. Eine Dampfwolke strömt aus deiner Lunge, zerfasert und verliert sich. Mit einer geübten Bewegung an den Seilen lässt du den Schirm nach oben schnellen und läufst los, springst ab.

Schwebst. Schwerelos. Lautlos. Über dir wölbt sich der Flügel, seine Farben leuchtend in der Morgensonne. Du gleitest wie in Zeitlupe dahin. Ziehst an der rechten Steuerleine, beschreibst einen vollendeten Halbkreis, fliegst wieder auf die Kante zu, von der du abgesprungen bist und erkennst, dass du nicht an Höhe verloren hast. Die Aufwinde tragen dich.

Gerade ist die nächste Gondel angekommen. Die Frühaufsteher unter den Touristen und die ersten Bergwanderer verlassen sie, erscheinen wenig später auf der Aussichtsplattform. Einige winken dir zu, andere zücken ihre Videokamera und nehmen dich ins Visier. Du drehst ab und siehst zum ersten Mal bewusst die Kulisse der golden leuchtenden Gipfel, die aus einer kompakten Decke aus strahlend weißen Wolken hervorlugen wie Eisberge aus ewigem Eis. Die Fernsicht ist atemberaubend. Du erkennst gar die Silhouette des Matterhorns, des Königs aller Berge, weit weg, in der Schweiz. Langsam nimmst du Fahrt auf und schießt davon, hinab zu den Wolken, möchtest auf ihnen surfen, in sie mit den Füßen hineintauchen wie beim Tiefschneeski fahren. Doch die Wolken sind weit unten. Du würdest sehr an Höhe verlieren und müsstest zu früh landen. Deshalb ziehst du an einer Steuerleine, wendest zum Hang hin, suchst den Aufwind, schraubst dich in ihm hoch, in einer immer engeren Spirale. Dann hängst du wie an einem Heißluftballon, fast bewegungslos in der Luft. Jedenfalls

scheint es so. Du weißt, der Schirm fliegt, der Auftrieb des über ihn hinweg gleitenden Luftstroms muss ihn tragen, sonst würdest du wie an einem normalen Fallschirm mit der Geschwindigkeit eines Hochhaus-Aufzugs nach unten fallen. Langsam gleitest du an der Felswand entlang, siehst Nischen und Vorsprünge, gefüllt mit ewigem Schnee. Und viel weiter unten bewegt sich etwas: Es ist eine Gämse, die in atemberaubendem Tempo den fast senkrechten Steilhang hinunterspringt, als hätte sie Saugnäpfe an den Hufen.

Du wirst übermütig. Leitest eine Steilkurve ein. Die Fliehkraft schleudert dich hinaus, so dass du schräg in der Luft hängst, dann schießt du hinab. Der Fahrtwind bläst dir ins Gesicht, kalt und frisch, deine Haut prickelt. Dein Magen macht einen Purzelbaum, als du auf atemberaubendes Tempo beschleunigst. Du hörst jemand schreien und stellst erstaunt fest, dass du es selbst warst, der einen Freudenschrei ausgestoßen hat. Niemand kann dich hier hören, deshalb kannst du jubeln wie ein kleines Kind, ohne dich dafür schämen zu müssen.

Du reißt an beiden Steuerleinen, der Sturz wird abrupt gebremst, und du schießt wie an einer Hängeschaukel nach oben, machst beinahe einen Looping, dann fängst du dich wieder. Du tauchst etwa zehn Meter unter dem Trageil der Seilbahn hindurch, gleitest um einen Grat herum und bist plötzlich über einem kleinen Gletscher oder Schneefeld. Hier fällt wohl selten oder nie ein Sonnenstrahl hin. Tiefblaue Schatten überall. Der kobaltblaue Himmel über dir wirkt wie das Gewölbe einer Eishöhle. Du gleitest an einem vorspringenden Felsgrat vorbei, an dem meterlange Eiszapfen hängen. Die Sonnenstrahlen lecken schon an ihnen. Für etwa eine Stunde werden sie im Licht der Morgensonne weinen, ihre harte Oberfläche wird wie flüssiges Silber glänzen, dann werden sie wieder im Schatten versinken und stumpfgrau erstarren.

Das Eisfeld ist abrupt zu Ende. Du schießt über seine Kante hinaus, hörst ein donnerndes Geräusch, erschrickst, dann öffnet sich ein Abgrund unter dir, tief wie der Fahrstuhl zur Hölle. Du fliegst eine weite Kurve zurück zu dem schneebedeckten Hochtal und siehst einen Wasserfall über die Kante stürzen. Erst jetzt nimmst du das Rauschen wahr. Es ist schwach, und du erkennst, dass du bereits Hunderte von Metern von der Kante entfernt sein musst. Hier in den Bergen sieht alles so viel näher aus. Das Auge wird getäuscht: aus hochhausgroßen Felsen werden scheinbar mannsgroße Brocken, Entfernungen schrumpfen, Perspektiven täuschen. Jemand, der sich nicht auskennt, kann dieser vorgetäuschten Harmlosigkeit leicht zum Opfer fallen.

Das Wasser stürzt wie in Zeitlupe hinab, macht dir klar, wie groß der Fall wirklich ist, der von hier aus wirkt wie ein Rinnsal. Sein Ursprung: ein Bergfluss, der direkt aus dem Ende des Schneefeldes schießt, sein Bett ist tief unter Schnee und Eis begraben. Deine Augen folgen dem hinabstürzenden Wasser, das auf Vorsprünge prallt, eine Wolke aus Gischt und Nebel erzeugt, sich auffasert in viele kleine Stränge, wie die Haarsträhnen einer Frau, die sich über Nacken und Schultern ringeln.

Du drehst ab, fliegst an der Felswand entlang, vorbei an zerklüfteten Pfeilern, schlagschattigen Kerben, vom Tauwasser glatt geschliffenen Rinnen. Niedrigwüchsige Pflanzen klammern sich an kleine Vorsprünge. Du siehst ein leuchtend grünes Feld mit zahlreichen roten, blauen und weißen Sprenkeln, wie von Cezanne mit dem Pinsel getupft: Blüten auf einer Wiese.

Dann öffnet sich ein weiteres Hochtal vor dir. Sein Eingang ist eine Kerbe zwischen zwei schroffen Gipfeln. Du folgst seinem Verlauf, aber verlierst rasch an Höhe. Anscheinend drücken dich Fallwinde nach unten. Deshalb kehrst du rasch um. Deine Füße huschen nur etwa einen halben Meter über den Fels. Beinahe wärest du ungewollt gelandet. Dann bist du wieder aus dem Bergeinschnitt heraus. Unter dir das kilometerbreite Tal von Oberstdorf. Wolken und Hochnebel haben sich aufgelöst. Von hier aus kannst du die Schattenbergschanzen sehen. Sie wirken so winzig. Wenn du unten im Stadion stehst und an ihnen hinaufblickst, bestaunst du ehrfürchtig dieses Wunderwerk der Baukunst, doch von hier oben wirkt das Menschengemachte klein und unbedeutend. Selbst die riesige, freitragende Heini-Klopper-

Flugschanze, die wie der Hals eines Dinosauriers einige Kilometer entfernt aus dem Wald neben dem smaragdgrünen Freibergsee herausragt, wirkt vor der Kulisse von Kubikkilometern Millionen Jahre alten Felses belanglos.

Du hörst einen Schrei. Ein Fleck im Augenwinkel. Du drehst den Kopf und siehst, dass du einen Begleiter hast. Ein Steinadler schwebt scheinbar unbeweglich neben dir. Tatsächlich gleitet ihr mit etwa vierzig Stundenkilometern dahin. Du spürst es am Wind im Gesicht, dessen Haut langsam gefühllos wird. Der Adler betrachtet dich neugierig, schreit noch einmal, dann dreht er ab. Ein Hochgefühl packt dich: du bist mit dem König des Himmels auf Augenhöhe gewesen!

Jetzt siehst du, dass das Sprungstadion viel größer geworden ist. Ohne es zu merken, hast du gewaltig an Höhe verloren. Sollst du noch einmal zum Hang hinfliegen und dich in der beginnenden Thermik hinaufschrauben? Aber die Sonne hat noch nicht genug Kraft. Heute Nachmittag wirst du es noch einmal machen und dann so lange oben bleiben, bis du auch den Sonnenuntergang aus der Sicht eines Vogels erlebst. Jetzt aber wirst du zurückkehren, denn du musst mal pinkeln und hast das dringende Bedürfnis nach einer heißen Tasse Kakao. Du segelst der Wiese entgegen, nahe der Straße, wo dein Auto steht. Heute bist du der erste Flieger, der hier landet. Nachmittags wirst du aufpassen müssen, dass du nicht mit anderen kollidierst, dann herrscht dichter Luftverkehr über dem Landefeld.

Kurz über dem Boden ziehst du die Leinen. Der Schirm stoppt unvermittelt, dann fällst du ein Stück dem Boden entgegen, fängst dich mit federnden Knien ab. Hinter dir sinkt der leuchtende Flügel zu Boden und sackt in sich zusammen.

Jetzt kannst du die Augen wieder öffnen, Gi. Die Erde hat dich wieder.“

Der Mann im Rollstuhl reagiert zuerst nicht. Er wirkt wie in Trance. Dann hebt er langsam die Lider, sieht sie an. Sein Blick offenbart tiefe Freude. Die Finger seiner rechten Hand bewegen sich tastend wie die Beine einer Spinne, die die Starre der kühlen Nacht überwindet.

*Das war – unglaublich. Einfach fabelhaft. Mir fehlen die Worte. Vielen Dank, dass du mich mitgenommen hast. Wie oft bist du schon geflogen?*

„Eben zum ersten Mal.“

Was?

„Ich habe mal zugesehen, wenn sie starten. Faszinierend. Wahrscheinlich würde ein Gleitschirmflieger sich mit dem Finger an die Stirn getippt haben, wenn er das gehört hätte. Aber zum Glück braucht sich die Phantasie nicht nach physikalischen Gesetzen zu richten. Immerhin sind wir nicht abgestürzt, oder?“

*Rosanna, du bist unbeschreiblich! Es war so real. Auf jeden Fall besser als ein echter Flug. Ich hätte mir in die Hosen geschissen vor Angst.*

„Freut mich, dass es dir gefallen hat, Gi. Auch mir hat es Spaß gemacht, das zusammen mit dir zu erleben. Ich träume und spinne gern vor mich hin, meist im Stillen und allein, aber in Gesellschaft ist es viel besser.“

Ein kühler Hauch runzelt schwach die Haut auf ihren Armen. Die Schatten der Berge sind lang geworden und unbemerkt über den Boden des Tals und die Hänge hinauf gekrochen. Rosanna schaut auf die Uhr.

„Ich fürchte, wir müssen uns auf die Socken machen, Gi. Dein Taxi dürfte bald da sein.“

Sie sind zurück, stehen vor seinem Haus, einem kleinen Bungalow mit Flachdach, irgendwo am Stadtrand. Längst ist es dunkel. Drinnen brennt Licht. Sie wartet auf ihn, die Krankenschwester, wahrscheinlich voller Angst, dass ihm etwas passiert ist. Sie wird ihm vermutlich die Leviten lesen, wie einem ungezogenen Teenager, der zu spät nach Hause kommt.

Abschiedszeit.

Rosanna ist ein wenig unbehaglich. Sie hat den Tag mit Gi genossen, aber nun drängt sich der Gedanke in ihr Bewusstsein, dass er morgen ins Pflegeheim muss. Ihr fallen keine tröstenden Worte ein. Also sagt sie mit einem Hauch Sarkasmus:

„Wie heißt denn diese Verwahranstalt, in der sie dich morgen einsperren? Gib mir die Adresse, dann besuch ich dich mal. Vielleicht gelingt es uns ja, die Wachen zu überlisten und zu türmen.“

*Ich weiss nicht, ob das eine gute Idee wäre. Nein, Besuche mich nicht. Du solltest dich nicht mit einen Krüppel einlassen, der nicht mehr lange zu leben hat. Ich danke dir sehr für diesen schönen Tag. Aber jetzt kein Wiedersehen, Rosanna, nur ein Lebewohl.*

„Gi...“

*Es ist besser so. Mach es mir nicht zu schwer. Bitte geh einfach.*

Sie sieht ihn an, dann holt sie eine Visitenkarte aus ihrem kleinen Rucksack, den sie wie eine Handtasche am Riemen herumschlenkert, und steckt sie in seine Hemdtasche.

„Ich will ehrlich zu dir sein: du klingst ziemlich theatralisch, so als ob dein Leben morgen zu Ende wäre. Falls du dir es noch einmal überlegst: Meine Email-Adresse und Telefonnummer stehen drauf. Machs gut, Gi.“

Sie dreht sich um und ist bald aus dem Lichtschein der Straßenlaterne verschwunden. Er wartet, bis er ihre Schritte nicht mehr hört, wendet sein Gefährt und rollt die Rampe zum Eingang hinauf.

Er hat die Krankenschwester mit fünfzig Euro bestochen und nach Hause geschickt, nachdem sie ihn in die Falle verfrachtet hat. Sein Hitech-Bett ist ähnlich wie sein Rollstuhl ausgestattet: Am Kopfteil hängt der Versorgungstrakt mit dem Beatmungsgerät und dem Flüssigkeitsbehälter für die Magensonde. Elektroden an seinem Körper sind mit einem Monitor verbunden, der seine Biodaten aufzeichnet. Ein Laptop mit Touchscreen ist auf einem Träger montiert, den er elektrisch vor sich schwenken kann. Der Computer ist ans Internet angeschlossen, er kann auch damit telefonieren und fernsehen. In einem ferngesteuerten DVD-Wechsler warten rund 50 Filme auf ihn. Es fehlt ihm an nichts. Nur an einer Perspektive für die Zukunft.

Eine ganze Weile starrt er auf das Desktopmotiv des Bildschirms, ohne es wahrzunehmen. Dann bewegen sich seine Finger, wählen das Email-Programm und tippen:

*Komm bitte in den Chatroom.*

Er sendet die Mail, öffnet die virtuelle Begegnungsstätte, loggt sich in einen privaten Raum ein und wartet.

Eine Viertelstunde später ist er nicht mehr allein.

Hallo.

*Hallo. Es ist so weit. Ist er fertig?*

Ja, schon lange. Aber warum jetzt? Du sagtest doch, du würdest ihn erst verwenden, nachdem du deinen schönsten Tag erlebt hättest.

*Das ist heute geschehen.*

Bist du sicher?

*Absolut. Schick ihn mir.*

Ich weiß nicht. Ich kann das nicht. Verlang das nicht von mir.

*Du hast mir dein Wort gegeben.*

Okay. Es ist deine Entscheidung. Ich weiß nicht, was ich dir noch sagen soll.

*Ist schon gut. Ich danke dir. Keine grossen Worte. Bitte. Ich mache jetzt Schluss.*

Er verlässt den Chatroom und wartet. Kurz darauf erhält er den Upload. Ein kleines Programm, das ihm sein Freund und früherer Student geschrieben hat: eine ausführbare EXE-Datei – ein Virus. Er aktiviert ihn mit einem Doppelklick.

Solange er wach ist, wird er nicht in Aktion treten.

Dann öffnet er das Textprogramm. Es bleibt nur noch eines zu tun. Die Finger seiner rechten Hand huschen über den Screen. Er schreibt:

Mam und Paps. Conny, Schwesterherz. Liebe Ricki.

Es war eine verdammt harte Zeit für euch mit mir. Ich weiß: ich habe mich zu meinem Nachteil verändert, seit ich krank bin. Verbittert bin geworden, ungerecht, habe mit allem gehadert und euch ständig zurückgestoßen. Aber ihr habt trotz allem zu mir gehalten, habt mich aufgefangen, mich vor dem Sturz in den schwarzen Abgrund bewahrt. Dafür danke ich euch von Herzen.

Ricki, dich habe ich am schlimmsten behandelt. Wir haben uns mal geliebt, haben eine gemeinsame Zukunft vor uns gesehen. Aber als mir klar wurde, dass es für mich keine Zukunft mehr gibt, da habe ich deine Liebe als Mitleid missdeutet, dich für dieses Gefühl gehasst und zum Teufel gejagt. Ich kann nun nicht mehr gut machen, was ich dir angetan habe. Es tut mir sehr leid. Bitte vergib mir.

Wenn ihr das lest, habe ich mich – nicht aus Verzweiflung, sondern mit großer Freude im Herzen – für immer davon gemacht. Wahrscheinlich verflucht ihr mich dafür, aber insgeheim seid ihr wohl auch ein wenig erleichtert; gebt es ruhig zu, denn es ist in Ordnung. Wir brauchen jetzt nicht mehr durch diese letzte Phase zu gehen, vor der uns allen ge graust hat.

Ein blöder Spruch, aber wahr: man soll aufhören, wenn es am schönsten ist. Nun, heute war der schönste Tag meines Lebens. Ein exzellenter Zeitpunkt also um zu gehen.

Ich war heute glücklich im allertiefsten Sinn. Was ist Glück? Eine schwierige Frage. Wenn uns alles zufliegt, wenn wir Erfolg haben, beruflich, privat, wenn wir bewundert werden, gesund sind, dann *haben* wir zwar Glück, aber wir erleben es nicht intensiv. Glück ist umso tiefer, je unerwarteter es uns trifft.

Ich denke oft an die Zeit vor meiner Krankheit und habe sie mir zurückgewünscht, aber wenn ich ehrlich bin, war es keine glückliche Zeit. Objektiv betrachtet, gab es viele schöne Momente, Tausende von Stunden, die Anlass zum Glücklichsein boten. Ich habe sie einfach vorbeiziehen lassen, ohne es zu merken. Ich habe geliebt, ohne wirklich zu lieben, habe das Leben wie einen Hamburger in mich hineingesteckt, ohne es zu genießen. Ich habe niemanden, auch keinen von euch, wirklich in mein Innerstes gelassen, habe an eurem Leben nur oberflächlich teilgenommen. Ich kenne nicht eure tiefsten Sorgen, eure Ängste und euren Kummer. Auch als du Brustkrebs hattest, Mam, habe ich das nicht an mich herangelassen. Natürlich habe ich mir Sorgen gemacht um dich, aber es gab auch viele und lange Momente, da warst du gar nicht in meinen Gedanken. Mir war nicht annähernd klar, was es bedeutet hätte, einen von euch zu verlieren.

Es ist ein großes Glück, eine solche Familie wie euch zu haben, aber erst jetzt begreife ich das.

Ich habe heute eine junge Frau kennengelernt. Wir verbrachten den Tag zusammen.

Es war ein unglaublicher Tag: im höchsten Grade erregend und befriedigend.

Was, werdet ihr denken, hat sie mit ihm gemacht? Warum ist er so glücklich?

Ihr liegt falsch: Ich habe mich nicht verliebt. Es gab nichts Erotisches, keine körperliche Leidenschaft. Wir sind nur spazieren gegangen und haben uns unterhalten.

Mehr nicht. Aber ich habe zum ersten Mal zugepackt, als das Glück an mir vorbeihuschen wollte, mich mit aller Kraft in ihm verkrallt. Heute habe ich gelebt wie noch nie zuvor, mich stark gefühlt, unbehindert, frei. Ich konnte alles tun, was ich wollte.

Warum ich so etwas nicht mit dir erlebt habe, Ricki? Es lag wohl hauptsächlich an mir. Ich hätte mich nie darauf einlassen können. Aber selbst wenn wir es versucht hätten: Liebe allein reicht nicht, um solche elektrisierenden Augenblicke erleben zu können, es muss die perfekte Konstellation zweier Geister sein, die sich passgenau verschränken können, ohne sich aneinander zu reiben. So etwas ist wohl seltener als ein Sechser im Lotto.

Ich hatte das unverschämte Glück, an meinem letzten, selbstbestimmten Tag eine solch kompatible Person zu treffen.

Deshalb gehe ich nicht mit Verzweiflung, nicht mit Angst von euch, sondern zu tiefst zufrieden und in mir ruhend. Ihr wisst: ich bin Agnostiker. Ich weiß nicht, ob es einen Gott und ein Leben nach dem Tode gibt. Aber ich habe keine Angst vor dem Sterben: Meine letzten Gedanken werden euch und dem Glück, das ich heute erleben durfte, gelten. Dann erwarten mich nicht Dunkelheit und Leere, sondern entweder das absolute, nicht empfindbare Nichts, oder meine Seele wird an einem besseren Ort weiterleben. Beides gibt mir Trost.

Ich hoffe, es tröstet euch, dass ich voll Freude gestorben bin. Ladet alle, deren Namen ihr auf der im PC gespeicherten Liste findet, zu meiner Beerdigung ein. Ich möchte, dass ihr euch mit mir und für mich freut. Spielt meine Lieblingsmusik und trinkt auf mich.

In meinem Hemd werdet ihr eine Visitenkarte finden. Wie ihr euch denken könnt, ist es ihre. Bitte ruft sie nicht an, sagt ihr nichts von meinem Tod. Ich glaube, sie würde sich Vorwürfe machen.

Haltet das Glück fest, wenn es vorbeikommt.

Ich liebe euch.

Gi

Lange noch liegt er wach, geht die Erinnerung an diesen Tag sekundenweise durch, beobachtet Rosanna, wie sie ihren Kaffee trinkt, an seiner Seite durch den Zoo spaziert, streitet sich mit ihr über die Schöpfung, spielt wieder den *Advocatus Diaboli*, den unbelehrbaren Rationalisten, der alles Spirituelle für Humbug hält, erlebt mit ihr die Traumkulisse der Berge um Oberstdorf, fliegt noch einmal mit dem Gleitschirm vom Nebelhorn, und im Aufwind kreisend schläft er ein.

Der aktivierte Virus scannt die Sonden an seinem Körper und stellt fest, dass er in die Tiefschlafphase geglitten ist. Wie vorgesehen, schaltet er die künstliche Beatmung ab. Ein letztes Zischen ertönt. Der Alarm, der eigentlich ausgelöst werden und den Notdienst benachrichtigen sollte, wird blockiert.

Stille.